Abschreiben oder Benutzen?

Ein Wort

über die

Verwendung fremder Arbeiten

in

Reden, Predigten und Schriften.

Von

P. Michael Hetzenauer, O. C.,

approbiertem Lector der Theologie und Bibliothekar.

Innsbruck.

Druck und Verlag von Felician Rauch.

1902.

Abschreiben oder Benutzen?

Ein Wort

über die

Verwendung fremder Arbeiten

in

Reden, Predigten und Schriften.

Von

P. Michael Hetzenauer O. C.,
approbiertem Lector der Theologie und Bibliothekar.

Innsbruck.
Druck und Verlag von Fel. Rauch.
1902.

Imprimatur.

Brixinae, die 20. Januarii 1902.

Dr. Friedle,
Vic. gen.

Imprimatur.

Oeniponte, die 24. Januarii 1902.

P. Alphonsus Steinegger,
Min. Prov. Cap.

Einleitung.

Seit einer Reihe von Jahren beschäftige ich mich mit biblischen Studien und habe für meine Zwecke sehr viele Werke durchgelesen: katholische und protestantische, exegetische und patristische, dogmatische und moraltheologische, philosophische und philologische. Das ist keine Uebertreibung, sondern lautere Wahrheit. Ich las sie chronologisch, d. h. der Zeitfolge der Ausgaben nach geordnet.

Dabei machte ich einerseits die Bemerkung, daß sogar vielgefeierte Schriftsteller, hochberühmte Redner und Prediger häufig unselbständig gearbeitet, ihre Vorgänger abgeschrieben haben. Wer Predigerwerke, Erbauungsbücher und Volksschriften miteinander verglichen hat, der wird daraus selbst schon diese Kenntnis gewonnen haben. Aber auch wissenschaftliche Werke liefern nicht wenige Beweise für die ausgesprochene Behauptung. Ich hatte jedoch anderseits Gelegenheit zu beobachten, wie von gar manchen Gelehrten fremde Arbeiten in geradezu mustergiltiger Weise benutzt wurden.

Die angestellten Beobachtungen führten wie von selbst zu einigen Regeln über das Abschreiben und Benutzen, die hiemit der Oeffentlichkeit übergeben werden. Ich hätte das Schriftchen mit zahlreichen Fußnoten und überraschenden Belegen versehen können, habe es jedoch unterlassen, um niemand bloßzustellen und in Unehre zu bringen. Die folgenden Zeilen wollen ja den Personen keinen Verdruss bereiten, sondern nur der guten Sache dienen. Sie erheben auch keinen Anspruch auf allseitige Vollständigkeit, sondern bieten das, was regelmäßig in den Werken vorkommt; was die Redner, Prediger und Schriftsteller besonders beachten, oder wovor sie sich sorgfältig hüten sollen.

Wir wollen zuerst über das Abschreiben, dann über das Benutzen handeln und in einem Schlussworte die Ergebnisse kurz zusammenfassen.

1. Das Abschreiben.

1. Begriffsbestimmung und Eintheilung.

a. Abschreiben, ausschreiben, copieren heißt „Etwas unselbständig von einem Andern entlehnen.“[1])

Anstatt die eigenen Geisteskräfte anzustrengen, den Stoff aus den Quellen selbst zu schöpfen, ihn wissenschaftlich zu durchdringen, die Ansichten und Gründe anderer frei zu prüfen; anstatt den Stoff selbständig nach den Regeln der Logik methodisch zu ordnen und gemäß den Gesetzen der betreffenden Sprache in Worte zu kleiden: nimmt der Abschreiber den Stoff, seine Anordnung und sprachliche Einkleidung, die Quellen und benutzten Werke und Citate aus fremden Schriften herüber.

[1]) Sanders, Wörterbuch der Deutschen Sprache. 2. Abdruck. Leipzig, 1876, Wigand. 2. Band, 2. Hälfte, Seite 1009; 1. Band, Seite 994. Vgl. Heyne, Deutsches Wörterbuch. Leipzig, 1900, Hirzel. 1. Band, Spalte 36 und 243.

b. Man kann ein verschiedenartiges Abschreiben unterscheiden, nämlich:

α. Ein Abschreiben des Stoffes, der Gedanken: der Behauptungen, der Begründung und der Folgerungen. Es können einzelne Stellen, größere Abschnitte, ganze Capitel und Theile abgeschrieben werden, wie die Erfahrung lehrt.

β. Ein Abschreiben der Citate, womit ein anderer Schriftsteller sein Buch ausstattete. Gar manche Autoren entnehmen ihre Citate mit allen Ungenauigkeiten und Fehlern anderen Büchern, ohne die citierten Stellen in den Originalien nachzuschlagen.

γ. Ein Abschreiben der Quellen und Werke, die ein anderer benutzte. Es gibt Schriftsteller, die unter den Quellen und Werken, welche sie benutzt haben wollen, auch solche anführen, die sie niemals gelesen, ja nicht einmal gesehen haben, sondern bloß in einem anderen Werke citiert fanden. Erst vor kurzem hat das ein Gelehrter wieder aufgeführt.

δ. Ein genaues und ungenaues Abschreiben. Wer die Citate verschiedener Werke in den Urschriften nachgesehen, dürfte bemerkt haben, dass der eine Autor den Wortlaut sorgfältig, der andere nachlässig und abweichend wiedergibt.

ε. Ein wörtliches und sinngetreues Abschreiben, jenachdem man die fremden Gedanken mit den Worten ihres Urhebers oder mit eigenen Worten wiederholt.

ς. Ein Abschreiben mit oder ohne Anführungszeichen, sowie mit oder ohne Angabe des abgeschriebenen Werkes. Jene Schriftsteller, die

ihre Bücher größtentheils mit fremdem Gute füllen, meiden aus begreiflichen Gründen die Angabe der ausgeschriebenen Werke und noch viel mehr die Anwendung der Anführungszeichen. Wer jedoch in der rechten Weise abschreibt, vergisst die Anführungszeichen sowie die Quellenangabe nicht.

2. Ein bescheidenes und unbescheidenes Abschreiben. Bleibt sich der Copist bewusst, dass er nur ein Compilator war, so ist das bescheiden; gibt er aber seine abgeschriebene Arbeit als eigenes Geistesproduct aus, so ist das höchst unbescheiden. Wir könnten hier auf zwei größere Werke verweisen, die beides illustrieren.

2. Regeln fürs Abschreiben.

Aus der Vergleichung der gelesenen Werke haben wir Regeln gesammelt bezüglich des „Was" und des „Wie" des Abschreibens.

a. Hinsichtlich des „Was" lassen sich folgende Grundsätze aufstellen:

α. Jedermann muss die eigentlichen Quellen seiner Disciplin abschreiben. Das ist klar.

Abzuschreiben (wörtlich oder sinngetreu) sind also die heilige Schrift, die heiligen Väter, die kirchlichen und historischen Denkmäler, die Gesetzesbücher und öffentlichen Actenstücke. Das Abschreiben und Abdrucken solcher Beweisschriften ist selbstverständlich erlaubt und wird ausdrücklich sowohl im österreichischen[1]) als auch im

[1]) Taschenausgabe der österreichischen Gesetze. 4. Band. Strafgesetz. — Pressgesetz. 18. Auflage. Wien, 1897, Manz. Seite 612, § 5.

deutschen[1]) Pressgesetze vom unbefugten Nachdruck ausgenommen.

β. Jedermann kann passende Stellen eines tüchtigen Gewährsmannes abschreiben.

Passend sind klare, deutliche, schlagende, kurze Stellen, oder solche, die einem persönlich besonders gefallen und zusagen. Schreibt man diese vorschriftsmäßig ab, so wird niemand dagegen etwas einwenden, auch das Pressgesetz nicht.[2])

Das gilt vorzüglich hinsichtlich jener Fächer, worin man selbst weniger bewandert ist. Da kein Mensch alle beherrschen kann, muss man den Fachgelehrten glauben, deren Resultate mithin entlehnt werden können und sollen. Es ist aber rathsam, neuere Gelehrte zu befragen, da man älteren Werken wegen des unleugbaren Fortschrittes der Wissenschaft nicht immer trauen darf.

γ. Niemand möge aber dunkle, zu lange oder zu viele Stellen abschreiben.

Dunkle Citate, die einer Erklärung bedürftig sind, ärgern den Leser oder Zuhörer und werden gern überschlagen; zu lange und zu viele Citate ermüden und machen zudem den Eindruck, dass der Verfasser nicht im Stande war, etwas Eigenes zu bieten.

δ. Niemand sollte alles abschreiben. — Einige Redner, Prediger und Schriftsteller schreiben gar alles ab: die Einleitung, die Abhandlung, den Schluss, manche

---

[1]) Vgl. Keiter, Praktische Winke für Schriftsteller und Zeitungs-Correspondenten. 6. Auflage. Essen-Ruhr, 1899, Fredebeul & Koenen. Seite 50, §. 7, c.

[2]) Vgl. Taschenausgabe, Seite 617, § 25, 1 und 2. Praktische Winke, Seite 50, § 7, a.

sogar die Vorrede. Wir kennen solche. Das ist im allgemeinen zu missrathen, weil dadurch nicht bloß die Originalität und der Reiz der Neuheit, sondern auch die eigene Wissenschaftlichkeit und Bedeutung verloren gehen.

Es mag eine Rede noch so schön und gut und wahr sein; wenn man sie zehnmal und noch öfter gehört hat, verliert sie ihre Anziehungskraft. Es mag uns ein Werk einen noch so großen Respect eingeflößt haben; es mag noch so herrliche Gedanken, schlagende Beweise, praktische Anwendungen enthalten: sobald man durch Vergleichung herausgefunden hat, dass es nur abgeschrieben ist, verliert man unwillkürlich die Achtung.

Wohl mit Recht wird oft das Urtheil gefällt: diese Predigt oder Rede ist sonst ganz gut, aber sie ist nur auswendig gelernt, in jenem Buche steht sie wortwörtlich; dieses Werk ist gewiss nützlich, aber wissenschaftlich ist es nicht, es ist nur abgeschrieben. Ohne eigenes Durchdringen, Erfassen und Abgrenzen der einzelnen Behauptungen; ohne selbständiges Prüfen, Abwägen und Vergleichen der Gründe und Gegengründe ist eine selbsteigene Wissenschaftlichkeit rein unmöglich. Etwas unzart, aber wahr werden Redner und Prediger, die alles abschreiben, Declamatoren genannt, die besser oder schlechter fremde Waren verkaufen, und Autoren, die copieren, nicht Schriftsteller, sondern Schriftsteh l e r betitelt.

Ja selbst an Zeitungen, deren vielgeplagte Schriftleiter gewiss viele Nachsicht verdienen, wird es übel vermerkt, wenn sie anstatt der Originalcorrespondenzen Berichte bringen, die man schon in anderen Blättern wörtlich gleichlautend gelesen hat.

c. Niemand darf die Quellen und Werke abschreiben, die ein anderer benutzte, die ihm selbst jedoch nicht bei der Hand waren.

Es ist ein grober Unfug, wenn Autoren die von anderen benutzten Werke und Quellen in ihr eigenes Verzeichnis aufnehmen und sich den Anschein geben, als hätten auch sie diese Quellen und Werke eingesehen, obwohl sie dieselben höchstens nur von außen betrachteten und die Citate daraus anderen Werken entlehnten. Solcher Unfug wird sich nicht nur früher oder später bitter rächen, sondern ist als Unwahrheit auch unmoralisch, also zu meiden.

b. Hinsichtlich des „Wie“ des Abschreibens möge sich jeder Redner, Prediger und Schriftsteller folgende Regeln tief einprägen und noch mehr befolgen:

α. Die Citate sollen durchwegs aus den betreffenden Quellen selbst geschöpft oder doch darin nachgesehen werden. Sind einem die Quellen nicht zugänglich, so soll man wenigstens das Werk namhaft machen, dem das Citat entnommen wurde. Das hat seinen guten Grund.

Jedem, der mit Buchdruckereien zu thun hatte, dürfte aus Erfahrung bekannt sein, daſs sich nirgends leichter Fehler einschleichen als eben in die Citate, sowohl in den Wortlaut als auch insbesondere in die Bezeichnung des Fundortes derselben. Wie oft sind nicht Väter-, ja sogar Schriftstellen falsch citiert! Schreibt man nun diese Citate ohne weiteres Prüfen und Nachschlagen ab, so ist auch das eigene Buch durch dieselben Fehler verunstaltet. Das Nachschlagen und Vergleichen ist allerdings eine sehr mühselige Arbeit, verleiht jedoch

einem Werke den so angenehm berührenden Charakter der Verläſslichkeit. Auch verhindert es, daſs jemand Stellen aus dem Hohenliede dem Magnificat zuweise und dgl., zur Heiterkeit der Eingeweihten. — Hat man die Quellen nicht zur Hand, um sie einsehen zu können, dann soll deswegen das Werk genannt werden, aus dem man das Citat abgeschrieben hat, damit so die Verantwortung über die Richtigkeit desselben auf den betreffenden Autor falle.

β. Die abgeschriebenen Stellen sollen genau wiedergegeben werden, entweder wörtlich oder sinngetreu. Es ist nicht hinreichend, daſs man die Quellenwerke liest, man muſs sie auch sorgfältig ausschreiben.

„Für die Citate gilt als allgemeine und strenge Regel, schreibt Keiter,[1]) daß sie mit größter Genauigkeit angeführt sein müssen. Es darf kein Wort, und sei es scheinbar noch so unerheblich, vergessen oder gar absichtlich ausgelassen werden. Besteht man doch darauf — es giebt ja Fälle, wo ein derartiges Verfahren gerechtfertigt erscheint — so deute man den ausgelassenen Satz oder das Wort durch . . . . an." Die letzte Bemerkung hat vorzüglich für Prediger praktischen Wert, die im sog. Vorspruch die Schriftstellen nur zu gern verstümmeln, ohne es irgendwie anzudeuten.

Ueberhaupt wäre hinsichtlich der Genauigkeit im Citieren manches zu verbessern. Bei sinngetreuen (nicht wörtlichen) Citaten ist die Forderung sicher nicht zu hoch gespannt, daſs sie eben den Sinn getreu wiedergeben sollen. Aber was thut man? Ein Redner gestand ganz offen, er mache sich die Citate selbst so, daſs sie

[1]) Praktische Winke, Seite 15 und 16.

in seine Rede passen. Wie kann da die nöthige Treue bestehen? Beim Vergleichen einiger Stellen habe ich sogar gefunden, dass das Citat gerade den entgegengesetzten Sinn hatte.

Bei wörtlichen oder buchstäblichen Citaten können wir eine zweifache Genauigkeit unterscheiden: eine ordentliche und eine außerordentliche. Zur ordentlichen ist es hinreichend, wenn alle Worte in jener Stellung angeführt werden, wie sie im Original vorliegen. Da fehlt es aber auch schon oft. Nicht nur die Stellung wird gewechselt, sondern auch Worte, ja halbe Sätze werden ausgelassen, was neueste Werke bestätigen. Das ließe sich wohl vermeiden. Freilich darf man es nicht so machen, wie ein Herausgeber von Predigten, der sich mehrmals nicht die Mühe nahm, die Schriftstellen in der Bibel nachzuschlagen, sondern aufs Gerathewohl hin citierte. Auch darf man die Correctur der Druckbogen nicht gänzlich dem Personal der Buchdruckerei überlassen, sondern muss selbst wenigstens revidieren oder von einem Fachmann revidieren lassen.

Zu einer außerordentlichen Genauigkeit hingegen ist erfordert, dass das Original mit allen seinen Eigenthümlichkeiten wiedergegeben werde. Der Charakter der Buchstaben, die Schreibweise, Interpunctation, Accentuation, die Kürzungen müssen unverändert herübergenommen werden, wenn sie auch unserem Geschmacke nicht entsprechen oder gar offenbar fehlerhaft sein sollten. In vielen Fällen wird nämlich dem Kritiker nicht wenig daran gelegen sein, genau zu wissen, welchen Text das Original biete, weshalb sich der Herausgeber seltener Quellenwerke einer außerordentlichen Genauigkeit befleißen muss. Je genauer, desto besser.

Im Frühling 1901 machten die Lectoren der Theologie in Brixen, P. Angelus Stummer O. C. und P. Thomas Villau. Gerster O. C., und der Schreiber dieser Zeilen eine Reise durch Italien, um dort die wichtigsten wissenschaftlichen Schätze und geschichtlichen Denkmäler in Augenschein zu nehmen. Dabei entdeckten sie Beispiele ordentlicher sowie außerordentlicher Genauigkeit im Abschreiben. Eine außerordentliche Genauigkeit fand ich in einigen kleineren Arbeiten, die ich in der Bibliotheca Angelica (neben der Kirche Sant' Agostino, im ehemaligen gleichnamigen Augustinerkloster, mit 160,000 Bänden und 2,326 Manuscripten) zu Rom mit den Originalien verglichen habe. Geringere, nur ordentliche Genauigkeit sahen die Reisegefährten und ich in einer „sorgfältigsten Wiedergabe des Textes" des berühmten Fragmentum Muratorianum, das in der Bibliotheca Ambrosiana (mit 160,000 Bänden und 15,000 Manuscripten) zu Mailand aufbewahrt wird. Die Wiedergabe des ein Pergamentblatt füllenden Fragmentes hat rund fünfzig Abweichungen aufgewiesen: an sich zwar unbedeutend, aber für eine „sorgfältigste" Wiedergabe nicht empfehlend.

γ. Der ursprüngliche Verfasser des Citates, sowie das betreffende Werk, wo die Stelle zu finden ist, muss (nach Titel, Auflage, Seite, Jahr und Ort des Erscheinens) gewissenhaft angezeigt werden. Dies fordert das Pressgesetz und der Nutzen des Lesers.

Das österreichische Gesetz erklärt „das wörtliche Anführen einzelner Stellen oder kleinerer Theile eines erschienenen Werkes," desgleichen „die Aufnahme einzelner erschienener Werke oder einzelner Skizzen . . . in ein größeres Ganzes", unter der Bedingung,

dass „das entlehnte Stück den Umfang eines Druckbogens des Werkes, welchem es entnommen ist, nicht überschreiten" dürfe, für erlaubt, fügt aber bei: „Der Entlehner ist verpflichtet, den Urheber oder die benützte Quelle anzugeben;"[1]) und bestimmt, dass unter anderen jener einer Uebertretung sich schuldig mache, der „entgegen der ihm durch dieses Gesetz auferlegten Verpflichtung es unterläßt, den Urheber oder die Quelle einer Entlehnung anzugeben".[2]) Ganz ähnlich lauten die Bestimmungen des deutschen Gesetzes.[3])

Das verlangt nicht minder der Nutzen des Lesers. Für den Leser sind die Citate nützlich, wenn sie seine Kenntnis klarer, seine Ueberzeugung fester, seinen Willensact kräftiger machen. Das ist aber regelmäßig nur dann der Fall, wenn er weiß, wer den Ausspruch gethan; wenn er sich vergewissern kann, dass dem also sei. Daher fordert auch Keiter:[4]) „Jeder Leser muß in den Stand gesetzt werden, die Richtigkeit des Citates selbst prüfen zu können. . . . Gar nicht zu billigen aber ist es, wenn ein Citat ohne jede Angabe, von wem oder woher es stammt, eingefügt wird. Es giebt leider sogar Verfasser von bedeutendem Ruf, die sich einer solchen Unart schuldig machen."

Es ist das umsomehr befremdend, als schon im vielgelesenen Buche Venns „Deutsche Aufsätze"[5]) davor mit den Worten gewarnt wird: „Doch sei in Bezug

---

[1]) Taschenausgabe, Seite 617, § 25, 1 und 2.

[2]) Ebendas. Seite 623, § 52, 1.

[3]) Praktische Winke, Seite 50, § 7, a.

[4]) Ebendas. Seite 16.

[5]) Jos. Venns Deutsche Aufsätze verbunden mit einer Anleitung zum Anfertigen von Aufsätzen, 335 Dispositionen, so-

auf die Verwertung des so Gesammelten hier gleich bemerkt, daß wir uns vor unredlicher Benutzung fremder Gedanken hüten müssen und die Aeußerungen anderer, die wir in ihrer ursprünglichen Gestalt aufnehmen, mit Angabe ihres Autors anzuführen haben."

Gegen diese Regel wird mit Vorliebe der Ausspruch des gottseligen Thomas von Kempen (Imit. Chr. tract. I, cap. 5, n. 1, 2) ins Feld geführt: „Non quaeras quis hoc dixerit: sed quid dicatur attende." Mit Unrecht. Bei der Lesung der „sanctarum scripturarum" ist es allerdings nicht nothwendig, nach dem menschlichen Autor zu fragen; bei menschlichen Schriften hingegen ist denn doch ein großer Unterschied, ob dieser oder jener Autor den Ausspruch gethan. — Den Fundort aber will der wissenschaftlich gebildete Leser deswegen kennen, um nachsehen zu können, ob die citierte Stelle echt ist und wirklich so lautet. Nur zu oft werden unechte und corrumpierte Stellen aus unkritischen Ausgaben citiert.[1])

Der wahre Grund, warum manche Schriftsteller weder den Verfasser noch den Fundort ihrer Citate bezeichnen, ist der, wie ich in mehreren Werken gesehen habe, daß sie entweder die Stellen Büchern entnommen, worin ebenfalls keine nähere Bezeichnung steht, oder daß sie ihre Schrift fast ausnahmslos abgeschrieben haben, was sie durch Angabe der copierten Werke verrathen würden.

d. Wörtlich citierte Stellen sollen mit Anführungszeichen versehen werden. Bei Citaten aus der heiligen

---

wie über 600 Themata zur Auswahl, vorzugsweise für die oberen Klassen der Gymnasien und höheren Lehranstalten. 31. Auflage. Altenburg, 1886, Pierer, Seite 5.

[1]) Vgl. auch Seite 10 bis 12.

Schrift können auch gesperrte oder cursive Lettern verwendet werden, was recht gefällig aussieht, falls die Stellen nicht zu lang sind. Bei anderen Citaten ist die Verwendung der cursiven oder gesperrten Schrift deswegen weniger beliebt, weil die Stellen vielfach größeren Umfang haben und in den genannten Schriftgattungen schwer leserlich werden. Zudem verdient das „Buch der Bücher" wohl eine Auszeichnung.

ε. Die abgeschriebenen Stellen sollen nicht überwuchern oder gar die eigenen Worte zu ersetzen bestimmt sein.

Einige Autoren, die sonst genug Selbständigkeit besitzen, lieben es, ihren Behauptungen als Erklärung und Begründung keine eigenen Worte, sondern eine Stelle aus irgend einem classischen Schriftsteller, z. B. aus Thomas von Aquin, Bonaventura, Suarez u. s. w. folgen zu lassen. Das dürfte wohl nicht nachahmenswert sein. Denn einerseits sind jene Stellen wegen der ungewohnten Sprache und Anschauungsweise für sich allein schwer verständlich und anderseits macht es einen günstigeren Eindruck, wenn der Verfasser zuerst mit eigenen Worten erklärt und beweist und dann erst, falls er es für nöthig erachtet, einen Classiker sprechen läßt. „Man hüte sich vor einem Ueberfluß von Citaten, mahnt mit Recht Keiter.[1]) Selbstverständliche Dinge braucht man sich von andern Schriftstellern, und seien es auch hervorragende Geister, nicht erst beglaubigen zu lassen. Der Zweck des Citates besteht darin, für eine an sich nicht ganz unzweifelhafte Sache Eideshelfer heranzuziehen, die eigene Ansicht durch das Ge-

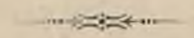
[1]) Praktische Winke, Seite 17.

wicht gleichgesinnter Autoritäten zu befestigen oder einen Gegenstand in ein helleres Licht zu setzen. Man prüfe wohl, ob die eigene Ansicht eine solche Stütze nötig macht, und hüte sich vor überflüssigen Einschiebseln."

c. Endlich möge doch niemand das Abgeschriebene sich selbst zuschreiben, sondern jenem die Ehre lassen, dessen Gut er sich aneignete.

Wer wirklich nicht im Stande ist, selbstthätig eine Rede oder Predigt zusammenzusetzen oder ein Buch zu verfassen, der möge die ihm gestellte Aufgabe getrost durch Abschreiben lösen: er kann auch in der Weise viel nützen, wie die Thatsachen beweisen. Unerträglich aber muss es jedermann erscheinen, wenn so ein Abschreiber unverschämt prahlt und sich brüstet, als ob die Rede, Predigt oder Schrift sein ureigenstes Werk wäre. So einer verdient es, dass er durch Vorhalten des abgeschriebenen Buches beschämt und gedemüthigt werde, wie es thatsächlich geschehen ist. Hat jemand alles abgeschrieben (was im allgemeinen[1]) zwar nicht zu billigen ist), dann möge er, hierüber befragt, offen bekennen, dass er die schönen Blumen nicht im eigenen Garten gepflückt; dass er den duftenden Strauß nicht selbst kunstvoll gebunden habe. „Ehrlichkeit währt am längsten," lautet ein bekanntes Sprichwort.

[1]) Siehe Seite 8 und 9.



2. Das Benutzen.

1. Begriffsbestimmung und Unterschied.

a. Benutzen (benützen) heißt, etwas zu seinem Vortheile gebrauchen; aus der Anwendung einer Sache für sich Gewinn ziehen.[1])

Durch den Gebrauch eines Buches können wir größere Klarheit und Deutlichkeit, Bestimmtheit und Genauigkeit, Allseitigkeit und Sicherheit erlangen; wir können bezüglich der Auffassung des Stoffes, der Anordnung desselben, der sprachlichen Darstellung zu Kenntnissen fortschreiten, die uns bisher fremd waren. Was dem einen entgeht, das faßt der andere auf; was der eine nur unklar und unsicher sieht, das schaut der andere mit Deutlichkeit und voller Gewißheit: daher kann man aus der vernünftigen Verwendung fremder Arbeiten thatsächlich für sich Gewinn ziehen.

[1]) Sanders, a. a. O. 2. Band, 1. Hälfte, S. 455—457. Eberhard-Lyon, synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 14. Auflage. Leipzig, 1889, Grieben. S. 79 und 642.

b. Zwischen Abschreiben und Benutzen besteht ein mehrfacher Unterschied.

α. Der Abschreiber nimmt den Stoff unverändert aus den fremden Werken herüber; der Benutzer verarbeitet ihn.

β. Der Abschreiber läſst sich auf keine nähere wissenschaftliche Untersuchung ein; der Benutzer prüft und beurtheilt nach den Gesetzen der Wissenschaft die einzelnen Behauptungen, Beweise und Folgerungen und behält nur das Gute.

γ. Der Abschreiber faſst alles unter dem gleichen Gesichtspunkte auf; der Benutzer allenfalls auch unter einem verschiedenen, wenn es thunlich ist.

δ. Der Abschreiber hält die Anordnung des Stoffes fest; der Benutzer verändert sie unter Umständen.

ε. Der Abschreiber ist in der sprachlichen Darstellung an die Vorlage gebunden; der Benutzer wahrt seine Selbständigkeit auch hierin mehr oder weniger.

2. Eintheilung.

Es gibt eine zweifache Benutzung eines anderen Werkes: eine abhängige und unabhängige.

a. Der abhängige Benutzer läſst sich in der Auswahl des Stoffes, in der Erklärung, Begründung und Nutzanwendung, in der Anordnung des Ganzen, in der Wahl der Worte und Formulierung der Sätze vom benutzten Autor leiten: er gleicht einem Kinde, das zwar selbst geht, jedoch sich an der Hand der Mutter, des Vaters oder einer anderen gröſseren Person halten muſs, um nicht zu fallen.

b. Der unabhängige Benutzer macht sich vom Einfluss des benutzten Autors frei. Weder in der Wahl und Behandlung der Materie noch in der Darstellung läßt er sich führen: er gleicht einem selbständigen, erwachsenen Manne. Wenn möglich, stellt er ganz oder theilweise neue Definitionen auf, bringt neue Beweise bei, zieht neue Folgerungen; ist das jedoch nicht möglich, wie es bei manchen philosophischen und theologischen Fragen der Fall ist, so gewinnt er der alten Sache eine neue Seite ab oder gießt wenigstens die alte Materie in eine neue Form, gibt den unveränderlichen Lehren ein neues sprachliches Kleid: so dass zwar nichts Neues, wohl aber Altes in neuer Gestalt erscheint.

In den Werken abhängiger Benutzer sieht man fast Zeile für Zeile den benutzten Autor durchschimmern: in der Materie, Disposition, Terminologie; in der Vertretung von Ansichten, in der Anführung der Beweise, in der Art der Widerlegung. Beim unabhängigen Benutzer hingegen wird man nur hie und da Anklängen an die benutzten Werke begegnen, dort nämlich, wo die Kirche selbst oder der allgemeine Consens der Theologen oder anderen Fachgelehrten die Definitionen, Divisionen, Argumente und Termini bestimmt hat. Im übrigen wird man kaum eine Verwandtschaft entdecken, weil der unabhängige Benutzer den Stoff nach seiner eigenen Denk- und Gesinnungsart verarbeitet und nach dem eigenen Sprachcharakter in Worte kleidet. Verschiedene Ursachen rufen naturgemäß verschiedene Wirkungen hervor.

3. Nothwendigkeit des Benutzens.

a. Wer auf der Höhe der Zeit stehen und mit dem Laufenden nicht unbekannt bleiben will, muſs unbedingt die Arbeiten anderer benutzen. Wer das unterläſst, der wird einseitig werden und hinter dem wirklichen Fortschritt zurückbleiben. Denn auch der talentvollste und fleißigste Gelehrte kann mit seinem Geiste allein das ganze Gezweig des Wissens nicht umspannen: die Menschen sind ja nach dem Willen Gottes aufeinander angewiesen; auch das angestrengteste Studium kann ohne Berücksichtigung der neueren Erfindungen, Erklärungen, Entscheidungen mit dem Laufe der Zeit nicht gleichen Schritt halten.

Benutzen muſs man aber nicht nur die Schriften der Freunde und Gesinnungsgenossen, sondern auch der Gegner und Feinde. Unter Umständen kann man von den Feinden sogar mehr lernen als von den Freunden. Wir Katholiken thun in dieser Hinsicht des Guten eher zu viel, die Protestanten sicher zu wenig. Sie gehen über die katholische Literatur nur zu gern hinweg, bemühen sich kaum, die katholische Lehre genau und bestimmt zu erfassen, verschließen ihren Geist den triftigsten Gründen und schlagendsten Widerlegungen. Das ist nicht wissenschaftlich, geschweige denn voraussetzungslos.

b. Was von jedem Gelehrten gilt, das gilt in erhöhtem Grade von dem Schriftsteller. Der ist es sich und seinen Lesern schuldig, daſs er wenigstens die wichtigeren Werke, die über den gleichen Gegenstand handeln, fleißig verwende. Er ist es *sich selbst*, seiner Ehre schuldig. Bei der Beschränktheit des mensch-

lichen Geistes ist es nämlich leicht möglich, dass einem ein Punkt entgeht, dass man etwas schief oder gar falsch auffasst, dass man zu wenig klare und deutliche Begriffe hat und die Beweiskraft der Gründe oder Gegengründe nicht recht würdigt. Documentiert man diesen Mangel an Bildung in einer Schrift, so kann das nicht nur mit Verdruss, sondern auch mit Schande verbunden sein. Daher wolle jeder Schriftsteller aus geordneter Selbstliebe die wichtigeren Werke benutzen, um dadurch die nothwendige Klarheit, Genauigkeit und Sicherheit zu erlangen.[1]) Er schuldet es auch seinen Lesern. In neuerer Zeit erscheinen so viele Bücher, dass mit Ausnahme der Fachgelehrten nicht viele in der Lage sein dürften, alle zu kaufen und zu lesen. Der gewöhnliche Freund der Wissenschaft wird sich mit einer Auswahl begnügen müssen. Daher kann er füglich fordern, dass der Autor, für dessen Buch er sein Geld ausgibt, die Werke der bedeutenderen Vorgänger gelesen und verwertet habe.

Aus diesen Gründen gehört gegenwärtig ein vernünftiges Benutzen fremder Arbeiten in Gelehrtenkreisen so sehr zum guten Ton, dass es unangenehm berührt, wenn in einem Werke entweder gar keine oder nur ganz wenige Werke als benutzt aufgeführt werden. Eine stattliche Anzahl in Wahrheit benutzter Werke hingegen erfreut Herz und Seele und ist eine der besten Empfehlungen eines Buches. — Obwohl der Schriftsteller nicht allzualte Auflagen benutzen soll, so kann er doch nicht dazu verhalten werden, sich stets die neuesten zu verschaffen. Denn abgesehen von den Titelblatt-Auflagen,

---

[1]) Siehe Seite 18.

deren Bogen zugleich gedruckt und nur nach Bedarf mit zwei oder drei verschiedenen Titelblättern versehen werden, weisen auch wahre Neuauflagen oft keine nennenswerten Abweichungen auf, sind mithin für die Sache von keinem Belang. Ueberdies, wie soll der Schriftsteller alle neuen Auflagen sich verschaffen? Gut honorierte Professoren haben bekannt, dass ihre Casse das beständige Kaufen der meistens theuren Bücher nicht erlaube, und dass sogar in großen Bibliotheken die neuesten Auflagen fehlen, wovon ich mich ebenfalls überzeugen konnte.

c. Den vorstehenden Ausführungen dürfte jemand die bekannten Sprüchlein entgegenhalten: „Multum, non multa, Wenig, aber gut",[1] sowie „Timeo virum unius libri",[2] nach anderer Fassung „Lectorem unius libri timeo, Den Leser eines Buches fürchte ich". Da muss distinguiert werden. An Schülern und Anfängern bewähren sie sich, an Ausgebildeten und Autoren aber nicht.

Schülern (wenigstens der unteren Classen) ist Vielleserei ernst zu missrathen; die sollen das „Schulbuch" oder die „Vorlesungen" des Professors gut zu verdauen suchen. Wenn sie das in der Schule Gehörte gründlich kennen, dann werden sie vorzügliche Studenten sein. Mit dem Lesen anderer Bücher wollen sie sich lieber nicht befassen. Sie haben ja zuwenig Zeit und ein zuwenig gereiftes Urtheil, um die verschiedenen

[1] Sepp, Varia. Eine Sammlung lateinischer Verse, Sprüche und Redensarten. 4. Auflage. Augsburg, 1884, Kranzfelder. Seite 52.

[2] Krier, Das Studium und die Privat-Lektüre. 2. Auflage. Luxemburg, 1884, Brück. Seite 101.

Ansichten richtig zu erfassen, zu prüfen, zu verwerten: Viellesen wird ihnen eher Verwirrung als Nutzen schaffen.

An Schülern und Anfängern geht besonders in Erfüllung, was die Alten als allgemeine Regel aufstellten, nämlich: „Pluribus intentus, minor est ad singula sensus. Wer zuviel unternimmt, bringt wenig zu Stande."[1])

Anders verhält sich die Sache bei jenen, die schon ausgebildet sind und ein gereiftes Urtheil besitzen. Von solchen könnte besser gesagt werden: „Lectorem multorum librorum timeo, Den Leser vieler Bücher fürchte ich." Denn durch das verständige Lesen mehrerer Werke gewinnen sie so große Klarheit, Deutlichkeit, Bestimmtheit, Gründlichkeit, Allseitigkeit, dass ihnen nur schwer beizukommen ist. Wer mehrere Werke vernünftig zu benutzen weiß, wird ebenso schnell werden im Auffassen, Distinguieren, Approbieren oder Widerlegen fremder Ansichten, wie sich die beständigen Leser eines Werkes begriffsstützig, beschränkt und eigensinnig gestalten.

3. Regeln fürs Benutzen.

Sowohl die abhängige als unabhängige Benutzung gilt als erlaubt, weshalb wir für beide Arten aus den gelesenen Werken Regeln abgeleitet haben. Bevor wir dieselben aufzählen, müssen wir eine allgemeine Regel kurz besprechen.

Wie der Abschreiber, so soll auch der Benutzer die von ihm gebrauchten Werke aufrichtig angeben. Dem Vorausgehenden zufolge ist das für ihn keine Schande, sondern eine große Ehre und für den Leser

[1]) Ebendas. Seite 68.

keine kleine Wohlthat. Am besten dürfte es sich empfehlen, nach jedem einzelnen Abschnitte die verwerteten Schriften zu citieren, weil der Leser so am schnellsten die Stellen aufsuchen kann.

Um Wiederholungen zu vermeiden, kann man seinem Buche ein Verzeichnis der mehrfach benutzten Werke voransetzen, worin der Verfasser, der volle Haupttitel, die Auflage, der Ort und das Jahr des Erscheinens und allenfalls auch der Verlag ersichtlich sein muss. Nach den einzelnen Abschnitten genügt dann die Angabe des Autors und Bandes sowie der Seitenzahl.

Gehen wir nun zu den besonderen Regeln für die zwei Arten des Benutzens über.

a. Die leichtere Art, das abhängige Benutzen wird folgendermaßen durchgeführt.

α. Man studiert über die betreffende Disciplin oder Specialfrage ein als gut anerkanntes Werk, sucht die Ansichten, Begriffsbestimmungen, Eintheilungen, Beweise, Widerlegungen des Autors genau zu erfassen und schließt sich ihm ganz oder theilweise an.

β. Sodann liest man zwei oder drei oder mehrere andere Werke, macht es ebenso wie beim ersten und merkt sich insbesondere die verschiedenen Abweichungen.

γ. Nach einer Vergleichung der abweichenden Ansichten und der dafür angeführten Gründe fällt man ein selbständiges Gesammturtheil und entscheidet sich für das, was einem am meisten eingeht.

δ. Unter Berücksichtigung aller gelesenen Bücher und unter der geistigen Leitung ihrer Verfasser arbeitet man dann selbstthätig eine Rede oder Predigt, einen Artikel über die Specialfrage oder eine Schrift über einen bestimmten Zweig der Wissenschaft aus. —

Bei dieser Art der Benutzung sieht man zwar, wie schon bemerkt wurde,[1]) trotz der eigenen Geistesthätigkeit des Benutzers die gebrauchten Werke durchleuchten: das neue Werk ist in Anlage, Durchführung, Sprachcharakter nur ein Wiederschein der älteren. Beispiele hiezu sind wohl jedem, der über den gleichen Gegenstand mehrere Werke gelesen hat, genugsam bekannt. Die abhängige Benutzung darf aber trotzdem mit dem einfachen Abschreiben nicht verwechselt werden, wodurch der Stoff eines fremden Buches wörtlich oder sinngetreu reproduciert wird, ohne irgend eine Verarbeitung von Seite des Abschreibenden. Freilich, wenn sie zu abhängig wird, dann nähert sie sich der freien Wiedergabe, dem sinngetreuen Abschreiben.

b. Die schwierigere Art, das unabhängige Benutzen ist in verhältnismäßig wenigen Werken zu finden. Ich sah von den Verfassern derselben folgende Methode eingehalten:

α. Der unabhängige Benutzer wählt, wenn es irgendwie möglich ist, den Stoff und bestimmt den Gesichtspunkt und das Thema, ohne zuvor in einem Werke hierüber nachgesucht zu haben.

β. Nach eigenem Gutdünken bildet er die Definitionen, gibt dazu die Erklärungen und macht die Eintheilungen.

γ. Selbständig schöpft er die Beweisgründe aus den betreffenden Quellen, inwieweit das nach der Natur der Sache und den Umständen geschehen kann.

δ. Er zieht selbst die theoretischen oder praktischen Folgerungen, erforscht Veranlassung, Urheber und Zweck, prüft die Nützlichkeit oder Schädlichkeit u. dgl.

---

[1]) Siehe Seite 20.

ε. Frei gruppiert und disponiert er dann den Stoff im allgemeinen und im besonderen, wie es ihm am besten gefällt.

ζ. Jetzt erst nimmt er andere Werke in die Hand. Begegnet er darin den eigenen Ansichten, so dient ihm das zur Bestätigung seines Urtheils und vermehrt seine Sicherheit. Stößt er aber auf entgegengesetzte Behauptungen, dann forscht er in den Quellen nach, ob die als Beweis angeführten Stellen echt und unversehrt sind, prüft das Beweisverfahren auf die logische Richtigkeit, wiegt seine und des Gegners Gründe gegen einander ab: erkennt er, dass die fremde Ansicht mehr begründet ist als die eigene Meinung, so zögert er keinen Augenblick, sie aufzugeben, wenn sie ihm auch noch so sehr ans Herz gewachsen sein sollte; werden aber die Beweise als nicht stichhaltig erfunden, dann stellt er ihnen eine gründliche Widerlegung gegenüber.

Aehnlich lauten die Anweisungen des in der profanen Literatur wohlbewanderten Redacteurs Keiter. „Häufig", lesen wir in einer seiner Schriften,[1] „stützt der Verfasser seine Ansichten mit Citaten. Ist der Gegenstand von so hervorragender Wichtigkeit, daß er mit den Citaten steht oder fällt, so ist es, falls uns die Möglichkeit geboten ist, anzuraten, die Richtigkeit derselben zu prüfen, wobei man manchmal finden wird, daß das Gebäude auf schwachen Fundamenten ruht. Wie oft geschieht es, daß die andere Hälfte eines Citats, die der Verfasser wohlweislich verschwieg, der ersten widerspricht; wie oft, daß der Verfasser aus einem Werke nur jene Stellen aushebt, die ihm geeignet erscheinen."

[1]) Die Kunst, Bücher zu lesen. Winke für die Lektüre wissenschaftlicher und dichterischer Werke. 2. Auflage. Regensburg, 1895, Keiter. Seite 15.

„Ist nun auch alles Dargestellte der Wahrheit gemäß, so kommt es immer noch darauf an, ob der Verfasser die rechten Schlüsse gezogen. Hier kann unser Urteil selbstthätig einsetzen, sofern wir unseren Geist an logisches Denken gewöhnt haben."

Man lasse sich durch das Ansehen oder die Darstellungsweise des Autors ja nicht blenden, schäle vielmehr der oftmals langen Rede kurzen Sinn heraus und stecke ihn in das enge Kleid eines Syllogismus. Man sieht dann viel besser, wo es fehlt; man kann dann viel bündiger widerlegen.

Der Widerlegung widmen gute Schriftsteller eine große Sorgfalt. Sie stellen sich auf den Standpunkt des Gegners, suchen von dort aus seine Ansichten richtig zu erfassen und die Beweiskraft seiner Gründe zu messen; sie distinguieren: geben zu, was wahr ist, und bezeichnen bestimmt, was sie für falsch oder minder wahrscheinlich halten. Sie zeigen dann mit Ruhe und Kaltblütigkeit, dass die beigebrachten Beweise nach den trockenen Regeln der unerbittlichen Logik nicht entscheidend, vielleicht nicht einmal zutreffend seien. Sind gewisse Gründe auf dem Standpunkte des Gegners schlagend, auf dem ihrigen hingegen bedeutungslos, so bemerken sie das und thun dar, dass der gegentheilige Standpunkt ein verfehlter sei. Ich habe noch nie einen wahrhaft gelehrten, unabhängigen Autor gelesen, der das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, das Gute mit dem Schlechten verworfen hätte.

Trifft er im fremden Werke etwas Neues, so untersucht und beurtheilt er es sorgfältig und nimmt es, wenn es die Prüfung bestanden hat, zur Vervollständigung seiner Kenntnisse auf: nicht deswegen, weil

es in jenem Werke steht, sondern weil er es selbst als wahr und gut erkannt hat.

4. Endlich kleidet der freie Benutzer den gefundenen und disponierten Stoff ganz unabhängig nach der eigenen Sprachweise und Schreibart in Worte ein, die er selbst auswählt und nach den Sprachgesetzen frei verbindet. Das thut er auch dort, wo er den Stoff nicht ändern konnte oder durfte, wodurch er ihm ein gewisses originelles Gepräge verleiht. Dabei ist, wie Beck[1]) versichert, durchaus nicht verlangt „die Anwendung ganz neuer, bisher nicht gebrauchter Wörter und Redewendungen, wohl aber die Vermeidung kraftlos gewordener, abgenützter Phrasen und Bilder, und eine so geschickte Handhabung des vorhandenen Materials der Sprache, daß schon die bloße Zusammenstellung und Verbindung auch allgemein bekannte Redeweisen in einem überraschend neuen Lichte erscheinen läßt."

Gebildete Schriftsteller meiden wegen ihrer Bildung in der sprachlichen Einkleidung alles Grobe und Gemeine, alles Spitze und Beißende auch dem Gegner gegenüber. Schimpfen und Spotten, Höhnen und Schmähen gehört ja einer Stufe an, auf der ungezogene Kinder, rohe Fuhrknechte und ungehobelte Fischweiber stehen. So tief kann ein Gelehrter oder gar katholischer Priester nicht hinabsteigen, ohne der Würde etwas zu vergeben und zugleich den Verdacht zu erregen, daſs die Eitelkeit verletzt und seine Beweise alle wurden. Wer nicht beweisen kann, der schimpft. —

[1]) Lehrbuch des Deutschen Prosastils für höhere Unterrichts-Anstalten wie auch zum Privatgebrauche. 6. Auflage. München. 1880, Merhoff. Seite 50.

Gegen das unabhängige Benutzen könnte jemand einwenden, daſs man so nicht recht weiter komme, daſs diese Methode zu zeitraubend sei. Es ist wahr, das freie Verwerten fremder Arbeiten beansprucht nicht nur Talent, Fleiß und Geduld, sondern auch sehr viel Zeit und ist anfänglich mit großen Schwierigkeiten verbunden, weshalb es langsam vorwärts geht. Allein, auch hier bewahrheitet sich das Sprichwort: „Uebung macht den Meister“. Und gesetzt auch den Fall, die unabhängige Benutzung beschränke die Zahl der Arbeiten, so ist wohl zu beherzigen, daſs sie den Wert derselben bedeutend erhöht. Wie sie Klarheit und Deutlichkeit, Bestimmtheit und Genauigkeit, Allseitigkeit und Sicherheit des Inhaltes einer Schrift befördere, liegt auf der Hand. Sie veredelt aber auch die Form. Weil nämlich der freie Benutzer so lange im Sprachschatze herumsucht, bis er für seine klaren und deutlichen Gedanken die bezeichnendsten Wörter gefunden; weil er an den Wendungen und Fügungen so lange feilt, bis sie seine Gedankenverbindungen möglichst vollkommen zum Ausdruck bringen: erlangt die sprachliche Darstellung nach und nach die Eigenschaft der Durchsichtigkeit. „Die Form ist nämlich dann dem Inhalte völlig adäquat und gleichsam aller Schwere, Dunkelheit und körperlichen Massenhaftigkeit enthoben, so daß sie, wie durchsichtig geworden, das Geisteslicht der Gedanken ungehindert und in voller Kraft hervorstrahlen läßt.“[1])

Mit einem Worte: das unabhängige Benutzen vermag wahrhaft schaffende, selbsterzeugende, mustergiltige Schriftsteller, Redner und Prediger zu bilden.

[1]) Beck, a. a. O. Seite 50.

Schlusswort.

In den vorstehenden Zeilen wurde von dem „Abschreiben und Benutzen“ der Begriff bestimmt, die Eintheilung gegeben und der Unterschied dargelegt. Auch wurden für jede Art einige Regeln aufgestellt, die nicht aus der Luft gegriffen, sondern aus der Vergleichung älterer und neuerer Werke gewonnen sind. Wir wollen sie zum Schlusse kurz zusammenfassen.

1. Regel. Wer im Stande ist, selbstthätig zu arbeiten, soll sich im allgemeinen nicht aufs Abschreiben verlegen;[1]) wer aus irgend einem Grunde alles abschreiben will, soll die copierten Werke gewissenhaft angeben und das entlehnte Gut nicht als sein Eigenthum bezeichnen.[2])

2. Regel. Die Stellen der eigentlichen Quellen sowie jener Werke, welche Disciplinen behandeln, die einem ferner liegen, können wörtlich oder sinngetreu abgeschrieben werden; besonders passende Stellen kann man ebenfalls entlehnen:[3]) beides soll aber mit Genauigkeit und Angabe des Fundortes geschehen.[4])

---

[1]) Siehe Seite 8 und 9.

[2]) Siehe Seite 13 bis 15 und 17.

[3]) Siehe Seite 7 und 8.

[4]) Siehe Seite 11 bis 13.

3. Regel. Schülern, Anfängern, Vielbeschäftigten oder Schwachtalentierten ist das abhängige Benutzen anzuempfehlen; nur mögen sie achthaben, dass ihr abhängiges Benutzen sich nicht zu sehr dem sinngetreuen Abschreiben nähert.[1])

4. Regel. Allen jenen, die Talent und Vorbildung, Geduld und Zeit haben, ist das unabhängige Benutzen dringendst ans Herz zu legen. Sie können Talent und Zeit wissenschaftlich nicht besser verwenden.[2])

[1]) Siehe Seite 25.

[2]) Siehe Seite 26 bis 29.



Andere Werke desselben Verfassers.

Bernardini a Piconio Triplex Expositio Epistolae ad Romanos emendata et aucta. Oeniponte, 1891, Societas Mariana. Pagg. XXVIII et 603, 8. pret. M. 9.60.

S. Fidelis a Sigmaringa Exercitia Seraphicae devotionis cum appendice orationum ac benedictionum. Stutgardiae, 1893, Roth, Pagg. XXVI et 232, 8. pret. M. 1.60.

Das Kapuziner-Kloster zu Innsbruck. Das erste dieses Ordens in Deutschland. Nach archivalischen Aufzeichnungen beschrieben. Innsbruck, 1893, Fel. Rauch. Seiten VIII und 192, 8. Preis M. 1.60.

Die Eremitage Maximilians des Deutschmeisters bei den Patres Kapuzinern in Innsbruck. Nach archivalischen Aufzeichnungen beschrieben. Innsbruck, 1894, Fel. Rauch. Seiten 35. kl. 8. Preis M. —.40.

Novum testamentum graece et latine. Oeniponte, 1896/98, Libraria Academica Wagneriana.

Tomus I. Evangelium. Pagg. LXIV et 287 et 339, 8. pret. M. 3.20.

Tomus II. Apostolicum. Pagg. XII et 354 et 403, 8. pret. M. 3.60.

„Diese Ausgabe ist sehr genau und correct, und daher jetzt für den Handgebrauch am meisten zu empfehlen."
Einführung in die heilige Schrift. Regensburg, 1899. Seite 232.

Novum testamentum vulgatae editionis. Ex vaticanis editionibus earumque correctorio critice edidit. Oeniponte, 1899, Libraria Academica Wagneriana. Pagg. VIII et 656, 8. pret. M. 3.—.

„Als beste Ausgabe des neutestamentlichen Vulgatatextes erscheint uns die von Hetzenauer; deshalb haben wir den von Hetzenauer gegebenen Vulgatatext zur Vergleichung beigegeben."
Dr. Heidenreich, Der neutestamentliche Text bei Cyprian. Bamberg, 1900, Seite 5.

Wesen und Principien der Bibelkritik auf katholischer Grundlage. Unter besonderer Berücksichtigung der officiellen Vulgata-Ausgabe dargelegt. Innsbruck, 1900, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. Seiten XII und 212, 8. Preis M. 3.60.

Thomae a Kempis, De Imitatione Christi tractatus quattuor. Oeniponte 1901. Fel. Rauch. Pagg. XVI et 409, 12. pret. M. 1, ligat. M. 1.50 vel M. 2, vel M. 2.20.

Im Verlage von Fel. Rauch in Innsbruck wird nächstens erscheinen:

Leben

des heiligen

Franciscus von Assisi.

Von

P. Bernhard Christen

von Andermatt,

Generalminister des ganzen Kapuziner-Ordens.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Durch einunddreißig Bilder illustriert.

Mit Approbation der römischen Censurbehörden.

XII und 480 Seiten. 8. Preis: circa M. 5.

„Will man darum von diesem Gesichtspunkte aus die vorliegende Biographie würdigen, dann muss man sie — wenigstens unter den deutschen Arbeiten — als eine der bestgeschriebenen, sorgfältigst überlegten und nutzbringendsten bezeichnen. Die Histoire de St. François von Le Monnier, welche Potthast („Bibl. hist. medii aevi", 2 ed., II., p. 1320) als das seit langer Zeit bestgeschriebene Heiligenleben rühmt, ist dem Referenten nicht näher bekannt.

Ungetheiltes Lob und volle Anerkennung verdient auch der nach Originalaufnahmen ausgeführte herrliche Bilderschmuck unseres Buches, welcher zumeist die verschiedenen ehrwürdigen Stätten, die zu dem Leben des Heiligen in naher Beziehung stehen, wiedergibt, und nicht weniger der billige Verlagspreis."

P. Ant. Weis, O. Cist. in Reun.

Literar. Anzeiger (Graz) XIV. Nr. 1, 15. October 1899.